

Zeitschrift: Schweizerische Taubstummen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme
Band: 13 (1919)
Heft: 1

Artikel: Wie einer armen Witwe wunderbar geholfen wurde
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-923455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Erbauung

Zum neuen Jahr.

Das alte Jahr ist vergangen und mit ihm auch sehr viel Altes. Neues hat sich Bahn gebrochen. Mit dem Ende des Weltkrieges beginnt einer der gewaltigsten Zeitabschnitte, mit äußeren und inneren Umwälzungen. Königreiche stürzen, Republiken stehen auf. Wer gestern noch über Millionen Menschen gebot, liegt heute im Staube. Die Völker verlangen nach Freiheit und Selbstbestimmungsrecht. Wer hört hier nicht Gottes Stimme: „Siehe, ich mache alles neu!“ Sieht man hier nicht Gottes Geist schweben über der dunkeln brodelnden Tiefe, über den noch immer wild schäumenden Wassern?

Ja, es beginnt ein ganz neues Jahr! Aber etwas müssen wir doch aus dem alten Jahr herübernehmen, etwas bleibt immer gültig, nämlich: Wir werden auch im neuen Jahr arbeiten müssen. Gott nimmt uns die Arbeit nicht ab. „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen“, das gilt immerdar. Das neue Jahr wird uns nicht lauter Licht und Freiheit bringen. Auch Jesus sagte: Ich muß wirken, so lange es Tag ist. Aber bei aller Arbeit sollen wir an Gott denken. — Wenn eine Braut für ihren Bräutigam arbeitet, so läuft ihr die Arbeit leicht von der Hand, das macht die Liebe. Wenn wir arbeiten, nicht um Menschen, sondern Gott zu gefallen, dann wird uns die schwierigste Arbeit leicht, dann wird sie am meisten gesegnet. Denken wir an das Apostelwort: „Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet und nicht den Menschen“. Hinter unserer Arbeit soll also Gott stehen. Nur so gibt es für uns ein „glückhaftes neues Jahr!“

Das alte Jahr ist nun zu Ende,
Doch deine Liebe nicht;
Noch segnen deine Hände,
Noch scheint dein Gnadenlicht.

Erheben gleich die Sünden
Des alten Jahres sich,
Du lässest Heil vertünden
Und wirfst sie hinter dich.

Du heilest allen Schaden,
Hilfst mir aus der Gefahr,
Du siehst mich an in Gnaden
Auch in dem neuen Jahr.

Zur Unterhaltung

Wie einer armen Witwe wunderbar geholfen wurde.

Es war an einem Wintertag, heulend pffiff der Wind um das düstere, zweistöckige Haus in der Vorstadt. Dunkel lag es im Schatten der Nacht. Nur aus einem Fenster im Dachgeschoß blinkte ein matter Lichtstrahl. Jetzt verfinsterte sich derselbe, eine Frau war an das Fenster getreten.

Mit zusammengezogenen Augenbrauen blickte Frau Schubert auf die menschenleere Straße hinab. Was kümmerte es sie, daß draußen der tobende Wind große Regentropfen an ihr Fenster warf, daß die Fensterscheiben unheimlich klirrten, und daß die Bäume, von der Wucht des Sturmes gebeugt, schaurig ächzten? Starr, in Erinnerung versunken, stierte sie auf die vom Winde flackernden Gasflammen der Straßenlaterne, die ein schwaches Licht verbreitete. Trotzdem es erst nachmittags 5 Uhr war, war es schon rabendunkel.

Frau Schubert war die Witwe eines Bankbeamten. Siebenundzwanzig Jahre hatte sie in glücklicher Ehe mit ihm gelebt, als ihn der Tod ihr von der Seite riß und sie mit drei Kindern allein ließ. Vor zwei Jahren waren ihr in einer Diphtherieepidemie auch noch die zwei ältesten Kinder gestorben und nur der neunjährige Gerhard war ihr erhalten geblieben.

Von Haus aus arm und ohne Verwandte hatte sie die wenigen Ersparnisse, die sie während der Ehe gemacht, bald aufgebraucht und so sah sich die Witwe genötigt, durch Waschen und Glätten Geld zu verdienen. Doch trotz mühsamsten Arbeitens und größten Fleißes wurden ihre Verhältnisse immer schlechter und schlechter. Dazu kam noch, daß sich in letzter Zeit ein altes Brustleiden wieder eingestellt hatte, welches ihr das Arbeiten erschwerte, ja oft zur Unmöglichkeit machte. Jetzt saß sie nun schon sechs Wochen zu Hause, ohne auch nur einen Pfennig verdienen zu können. Das Wenige, was Gerhard durch Verkaufen von Blumen verdiente, reichte nicht einmal zum täglichen Leben aus, so daß sie sich, wenn auch schwer genug, endlich entschlossen hatte, die entbehrlichsten Stücke aus ihrem Haushalte zu verkaufen. Und jetzt drohte auch noch der Hauswirt

mit Kündigung der Wohnung, da sie die Miete nicht bezahlen konnte. — Das alles ging Frau Schubert durch den Kopf, sodaß sie ganz überhörte, wie sich die Tür öffnete und ein kleiner, blondlockiger Knabe ins Zimmer trat. Sie schrak empor, als sie plötzlich ein feines, bittendes Stimmchen neben sich hörte.

„Mütterchen!“ Im Nu waren all die finsternen Gedanken von ihr gewichen.

„Mein lieber, braver Gerhard!“ flüsterte sie, das Kind an ihre Brust ziehend und mit der Hand seine blonden Locken streichelnd.

„Sieh, Mutter, das ist alles, was ich verdient habe,“ begann der Knabe von neuem, ihr eine Anzahl Kupfer- und Nickelmünzen überreichend. Seufzend zählte die Mutter das Geld. „Eine Mark siebenundzwanzig Pfennig,“ murmelte sie, „und davon soll ich die Miete bezahlen?“ Sie lachte hart auf. Erschrocken blickte Gerhard zu ihr auf und seine dunkelbraunen Augen füllten sich mit Tränen.

„Was hast du denn, Mutter?“ fragte er, ihre Hand erfassend.

„Nichts, mein Kind, gar nichts!“

„Mutter, aber du weinst ja! Bitte, bitte, sag, was fehlt dir? Habe ich denn gar so wenig verdient? Oder hat dich der Herr Volkmar wieder geärgert?“

„Ja, mein Kind,“ schluchzte die Witwe, „er war heute wieder hier und will uns auf die Straße werfen lassen, wenn er nicht bis morgen Abend seine Miete in Händen hat.“

Der Knabe fuhr empor. Seine Augen flammten. Seine kleinen Hände waren geballt. „O der schlechte!“ rief er zornig. Ueber der Mutter Gesicht flog ein Schatten. „Fluche ihm nicht,“ mahnte sie, „bete! Gott wird uns nicht verlassen!“ — In Gerhards Augen blitzte es hoffnungsvoll auf. „Weißt du, Mutter, ich werde zu ihm gehen, gleich jetzt, und ihn bitten, noch etwas Geduld zu haben.“ Sie lächelte matt. „Versuche es in Gottes Namen, Kind, vielleicht läßt er sich doch erweichen.“

Gerhard griff nach Mantel und Mütze. „Adieu, Mütterchen!“ Noch einmal umschlang die Frau ihr Kind. „Leb' wohl, mein Gerhard, geh' mit Gott,“ sagte sie, ihn auf die Stirne küssend. — Gleich darauf war sie allein. Sie sank auf einen Stuhl und versank in tiefes Nachsinnen. — Wie lange sie vor sich hingebroütet, sie wußte es später nicht zu sagen. Aber sie hörte plötzlich eine Anzahl Personen die Treppe heraufstürmen. Gleich darauf wurde die Tür ihrer Stube aufgerissen und Gerhard mit einem Herrn

und einer Dame, letztere mit einem Kind auf dem Arme, traten ins Zimmer.

„Seid ihr die Witwe Schubert, die Mutter dieses braven Knaben?“ tönte jetzt die Stimme des Fremden an ihr Ohr.

„Jawohl,“ erwiderte die Gefragte, ihn erstaunt ansehend. In des Fremden Wange stieg eine dunkle Röte. Er fühlte, daß er töricht gefragt hatte. Aber gleich darauf war er seiner Verlegenheit wieder Herr.

„Ich bin der Bankdirektor Otto Ernst, dies ist meine Frau, und das ist mein jüngster Sohn Harry, dem Ihr Sohn soeben das Leben gerettet hat.“ — Frau Schuberts Erstaunen wuchs. Ihre Augen ruhten abwechselnd auf Gerhard und auf dem Fremden. „Wie ist das möglich?“ lautete die stumme Frage ihrer Augen. Der Direktor verstand diesen Blick und begann zu erzählen: Er sei mit seiner Frau und seinem Kinde am Nachmittag bei seinen Schwiegereltern draußen vor der Stadt zu Besuch gewesen, in der Absicht, auch den Abend bei denselben zuzubringen. Sie hätten sich dann aber die Sache überlegt und seien, da es inzwischen zu regnen angefangen hatte, mit der Straßenbahn in die Stadt gefahren. Als sie in der Schenkendorffstraße, wo sie wohnten, aussteigen wollten, sei seine Frau auf dem Trittbrett infolge der Rasse ausgeglitten und habe dabei das Kind fallen lassen. Unglücklicherweise sei das Knäblein nun über das Nebengeleis, auf dem eben ein Wagen in voller Fahrt herannahte, zu liegen gekommen. Der Führer dieses Wagens habe zwar nach Kräften gebremst, doch es sei unmöglich gewesen, denselben noch rechtzeitig zum Stehen zu bringen, sodaß das Kind unrettbar verloren gewesen wäre, wenn nicht im gleichen Moment aus der Gruppe der erstarrten Passanten ein Knabe — eben Gerhard — auf das Kind zugesprungen wäre und dasselbe im letzten Augenblick weggerissen hätte.

(Schluß folgt.)

Allerlei aus der Taubstummenvvelt

Bei der Jahreswende wollen wir die Totentafel der Taubstummenvvelt von 1918 durchnehmen; wir finden sechs Todesanzeigen darauf.

Betrachten wir die Lebensweise dieser Dahingegangenen im göttlichen Licht und lassen wir uns die reine Wahrheit sagen zu unserer Belehrung.